

36. Jhg. MAI 2026 Nr. 5 (450)

MASURISCHE STORCHENPOST

**Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego**



21 maja

**Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung/
Światowy Dzień Różnorodności Kulturowej
dla Dialogu i Rozwoju S.2/31**

Foto: <https://www.pbp.poznan.pl/node/340>



SAVE THE DATE

JUBILÄUMSKONZERT

zum 35. Jahrestag des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrags
und zum 35-jährigen Bestehen des Verbandes der deutschen
sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

Koncert jubileuszowy z okazji 35. rocznicy podpisania Traktatu
o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy między Polską a Niemcami
oraz 35-lecia Związku Niemieckich Stowarzyszeń
Społeczno-Kulturalnych w Polsce (ZNSSK)

11.09.2026

Centrum Edukacji i Inicjatyw Kulturalnych w Olsztynie
ul. Parkowa 1

Konzert klassischer Musik

Koncert muzyki klasycznej

Quartetto Tonale



Veranstalter • Organizator



VdG

Związek Niemieckich
Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych
w Polsce

Das Konzert wird gefördert durch • Koncert finansowany ze środków



Ministerstwo Spraw
Wewnętrznych i Administracji



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT

Inhalt/w tym numerze

- 2/31 „Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung/ Światowy Dzień Różnorodności Kulturowej dla Dialogu i Rozwoju“
- 6/35 Bernadetta Darska: „Die Republik der Jugend. Die Geschichte eines neuen Menschen/Republika ludzi młodych. Opowieść o nowym człowieku“.
- 9/49 Briefe - „Unseren Herzen nah/Bliska naszym sercom“
- 11 Jörg Bernhard Bilke: „Herbert Hupka, König der Schlesier. Zum 20. Todestag am 24. August“
- 18 Siegfried Burghardt: „Meine Erfahrungen als Pimpf beim Jungvolk“
- 25 Reinhard Donder: Meine Serie bekannte Lycker, hier die Brüder Fritz und Richard Skowronnek
- 29 Dieter Siebald und seine Serie „Aus alter Zeit!“ Heute: „Der Holzschuhmacher!“
- 51 Hans Hellmut Kirst: Moje Prusy Wschodnie
Rozdział 11 – Chłop z Mazur

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung

„Wir können verschiedene Religionen haben, verschiedene Sprachen sprechen, unterschiedliche Hautfarben besitzen, aber wir alle gehören zur einen menschlichen Rasse.“ – Kofi Annan

(Kofi Annan war der siebte Generalsekretär der Vereinten Nationen. Die Organisation der Vereinten Nationen und ihr Generalsekretär Kofi Annan wurden mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet „für ihre Arbeit für eine besser organisierte und friedlichere Welt“.)

Jedes Jahr am 21. Mai begehen wir den Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung. Der 21. Mai wird weltweit als Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung gefeiert. Obwohl der Name sehr offiziell klingt, ist die Idee dieses Tages dem täglichen Leben jedes Menschen außerordentlich nahe.

Es geht nämlich um gegenseitigen Respekt, Offenheit gegenüber anderen Menschen, das Kennenlernen verschiedener Traditionen und den Aufbau von Verständigung trotz sprachlicher, religiöser oder kultureller Unterschiede.

Der Feiertag wurde von den Vereinten Nationen eingeführt, um daran zu erinnern, dass kulturelle Vielfalt keine Bedrohung, sondern ein großer Reichtum der Welt ist.

Die Feierlichkeiten sollen Regierungen, Politiker, Kulturinstitutionen und gesellschaftliche Akteure dazu mobilisieren, Maßnahmen zur Förderung der Kultur und der Vielfalt des kulturellen Erbes – sowohl des materiellen als auch des immateriellen – sowie der künstlerischen Industrien, Kulturgüter und kulturbezogenen Dienstleistungen zu ergreifen. Ebenso sollen sie eine angemessene Kulturpolitik und die Entwicklung struktureller Mechanismen zum Schutz lokaler Kulturen unterstützen.

Das Thema des Welttages der kulturellen Vielfalt im Jahr 2026 lautet: ***die Erreichung eines gleichberechtigten Flusses kultureller Güter, die Integration der Kultur und ihre Rolle in der nachhaltigen Entwicklung sowie die Förderung der Menschenrechte.***

In Zeiten rascher gesellschaftlicher Veränderungen, Migration und Globalisierung gewinnt dieses Thema besondere Bedeutung.

Immer häufiger begegnen wir Menschen aus anderen Ländern, die eine andere Sprache sprechen oder andere Bräuche pflegen. Das Kennenlernen fremder Kulturen kann jedoch zu einem inspirierenden Abenteuer werden, das Horizonte erweitert, Empathie fördert und hilft, die moderne Welt besser zu verstehen.

Der interkulturelle Dialog ist auch deshalb so wichtig, weil er hilft, gegen Stereotype anzukämpfen. Oft fürchten wir das, was wir nicht kennen.

Der direkte Kontakt mit einem anderen Menschen zeigt jedoch, dass wir trotz aller Unterschiede ähnliche Bedürfnisse haben – wir wollen uns sicher, geliebt und respektiert fühlen. Gespräche und gemeinsames Handeln helfen, Vertrauen aufzubauen und Vorurteile abzubauen.

Die heutige Welt braucht den Dialog mehr denn je. Das Lebenstempo, die technologische Entwicklung und die enorme Menge an Informationen führen leicht zu Missverständnissen und Spaltungen. Ein Gespräch, das auf Respekt basiert, kann der Anfang positiver Veränderungen sein. Kulturelle Vielfalt umfasst sprachliche, religiöse, soziale und wertbezogene Unterschiede innerhalb einer Gesellschaft sowie die Vielfalt nationaler und ethnischer Minderheiten.

In den Sozialwissenschaften (Soziologie und Kulturanthropologie) werden meist drei grundlegende Aspekte des menschlichen

Lebens und Schaffens genannt: der materielle, der soziale und der geistig-symbolische.

Materielle Kultur: alle physischen Gegenstände, die vom Menschen geschaffen wurden: Werkzeuge, Technologie, Architektur, Kleidung und Nahrung.

Soziale Kultur: die Organisation des kollektiven Lebens und der zwischenmenschlichen Beziehungen: Normen, Recht, Institutionen, Bräuche und Machtstrukturen, die das Verhalten innerhalb einer Gruppe regulieren.

Geistige (symbolische) Kultur: immaterielle Produkte wie Religion, Glaubensvorstellungen, Kunst, Sprache, Moral und Wissen.

Im gesellschaftlichen Leben nehmen wir an verschiedenen Veranstaltungen teil, die der Hochkultur (elitär), der Volkskultur oder der Massenkultur (populär) zugeordnet werden können.

Dieser Tag kann auch Anlass sein, über wichtige globale Probleme zu diskutieren und darüber nachzudenken, wie verschiedene Kulturen bei deren Lösung zusammenarbeiten können.

In vielen Ländern finden aus diesem Anlass bedeutende kulturelle Ereignisse statt, wie Kunstaussstellungen oder Sprachfestivals.

Feierlichkeiten des Welttages der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung in Polen

Hochschulen: Es finden Veranstaltungen wie die Tage der kulturellen Vielfalt statt (z. B. an der Universität Adam Mickiewicz in Poznań, der UMCS in Lublin oder der UMK in Toruń), bei denen Studierende aus verschiedenen Teilen der Welt ihre Traditionen, Küche und Musik präsentieren.

Schulen, Bibliotheken und Stadtverwaltungen organisieren so-

ziale Kampagnen, deren Hauptziel der Kampf gegen Stereotype und die Verbreitung von Wissen über das immaterielle Kulturerbe ist. Auch in Olsztyn fanden ähnliche Veranstaltungen in Schulen und Bibliotheken statt.

Anlässlich des Welttags der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung lud Marcin Kuchciński, Marschall der Woiwodschaft Ermland-Masuren, die Vorsitzenden der nationalen und ethnischen Minderheiten zu einem Treffen ein. Er stellte die Aktivitäten der Selbstverwaltung der Woiwodschaft vor, die Organisationen nationaler und ethnischer Minderheiten unterstützen. In der Diskussion sprachen die Teilnehmenden über die Licht- und Schattenseiten des gesellschaftlichen Engagements.

B.W

Aus dem Polnischen: AI

<https://www.unesco.pl/aktualnosc/21-maja-swiatowy-dzien-roznorodnosci-kulturowej-dla-dialogu-i-rozwoju-916/>
<https://eur-lex.europa.eu/PL/legal-content/summary/convention-on-the-protection-and-promotion-of-the-diversity-of-cultural-expressions.html>

BERNADETTA DARSKA
Republika ludzi młodych
Opowieść o nowym człowieku



Bernadetta Darska: *Die Republik der Jugend. Die Geschichte eines neuen Menschen.*

Das Buch erschien auf Polnisch.

Foto: MSP-Archiv

Bernadetta Darska – Professorin, habilitierter Doktor, Literaturkritikerin und Literaturwissenschaftlerin. Sie arbeitet am Institut für Journalistik und Sozialkommunikation der Universität Ermland-Masuren.

Auszeichnungen:

2019 – Preis der Polnischen Buchkammer für die interessantes Buchpräsentation und die Förderung des Lesens im Internet;

2024 – Preis des Rektors der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań für das beste akademische Buch;

2025 – Jakobus-Preis (Olsztyn) in der Kategorie Wissenschaft.

In den Jahren 2002–2009 war sie Chefredakteurin der literarisch-kulturellen Zeitschrift Portret.

Autorin von zwölf Büchern über die neueste Literatur, Popkultur und den zeitgenössischen Reportagejournalismus.

Am 25.05.2026 (Premiere) erschien im Verlag ISKRY das neue Buch von Bernadetta Darska über die wenig bekannte Geschichte des Zentralen Erziehungs- und Schulungszentrums Janusz Korczak in Bartoszyce/Bartenstein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es in Polen eine Million siebenhunderttausend Waisen. In Bartoszyce/Bartenstein, einer kleinen, ehemals deutschen Stadt im Gebiet des ehemaligen Ostpreußens, entsteht ein Projekt, wie es zuvor nie existiert hat – das Zentrale Erziehungs- und Schulungszentrum Janusz Korczak.

Es soll ein Experiment sein, dessen Ziel die Schaffung eines

neuen Menschen ist.

Im Rahmen dieses Projekts nimmt Anfang 1947 das größte Kinderheim Polens seine Tätigkeit auf, das langfristig dreitausend Schützlinge aufnehmen soll.

Hierher kommen Autochthonen, junge Warschauer Aufständische sowie Kinder aus dem Heim in Monetnaja im Ural. Die Mitarbeitenden sind Repatrianten aus Wilna und aus den Gebieten jenseits des Bug, Lehrer, die vom Zentrum abgeordnet wurden, aber auch Rückwanderer aus Frankreich.

Der entvölkerte und zerstörte Ort wird zur Stadt der Kinder.

Aus dem Polnischen: AI

Briefe Briefe Briefe

Unseren Herzen nah

Fast unser gesamtes oder beinahe gesamtes Wissen über die sehr verwickelte Geschichte Masurens und Ermlands, insbesondere über die Bewohner dieser beiden Landschaften, schöpfen wir seit einigen Jahren aus den aufeinanderfolgenden Monatsausgaben der *Masurische Storchenpost*.

Das Periodikum, begleitet von Anfang an „in guten wie in schlechten Zeiten“ die hiesige Gemeinschaft, die gezwungen oder nicht gezwungen wurde, nach Deutschland auszureisen – besonders damals, als General Mieczysław Moczar die Umsiedlung von Einwohnern mit deutschen Papieren in Regionen Kleinpolens und in das ehemalige Lodomerien vorschlug.

Die vom Masurischen Gesellschaft herausgegebene *Masurische Storchenpost* organisierte – wie wir uns erinnern – gesellschaftliche Treffen und Seminare, die nicht nur in den Medien Anerkennung fanden.

An ihnen nahmen Schriftsteller aus mehreren Ländern, bekannte Wissenschaftler, Bischöfe beider Konfessionen und Politiker teil; sie fanden meist im Hotel „Habenda“ in Krutyń statt.

Wir erinnern uns an die während der Seminare organisierten Exkursionen (manchmal mit Schiffen) zu den altordenszeitlichen Ortschaften oder zu den von unzähligen Sagen erfüllten Winkeln Ermlands und Masurens, etwa nach Pranie, wo Konstanty Ildefons Gałczyński lebte und wirkte, aber auch an die Fahrten nach Elk, der Heimatstadt von Siegfried Lenz. Die *Masurische Storchenpost* würdigte in der Ausgabe 3/2026 das hundertste Geburtsjubiläum des Schriftstellers in angemessener Weise.

Gut, dass die Monatszeitschrift auch an die kompromisslose verstorbene Renate Marsch-Potocka erinnerte, die Chefin der DPA, die in Gałkowo den Salon der Gräfin Marion von Dönhoff gründete.

Hervorragend ist, dass in der März-Ausgabe des Monatsmagazins ein wertvoller Text über die zwei Millionen Euro veröffentlicht wurde, die die deutsche Regierung in diesem Jahr für den Unterricht der polnischen Sprache in Deutschland bereitstellt. Die polnische Öffentlichkeit weiß meist nichts über die Gelder der deutschen Regierung für die Polonia. Gut, dass die *Masurische Storchepost* mit dem Beitrag von Tomasz Kurs unter dem Titel „Mit dem Bulldozer über den Friedhof – die Zerstörung der masurischen Geschichte“ daran erinnert, dass die Vernichtung alter deutscher Friedhöfe in Masuren und Ermland nicht unbedingt beendet ist.

Sehr geehrte Frau Chefredakteurin! Steuern Sie – so lange Sie können – die weiteren Störche, die die Post über jene Landschaft Masurens und Ermlands, über Pommern, Schlesien, über Polen und Europa tragen.

• **Prof. Dr. Gerhard Bartodziej,**
Vorsitzender des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) in den Jahren 1994–2000,

• **Henryk Kroll,**
Abgeordneter der Deutschen Minderheit über vier Wahlperioden, langjähriger VdGVorsitzender, Vorsitzender der SKGD in Oppeln;

• **Engelbert Miś,**
Gründer und emeritierter Chefredakteur des *Schlesisches Wochenblatt*
– *Tygodnik Śląski*, der ersten bilingualen Zeitschrift
im Nachkriegspolen;

• **Bernard Sojka,**
Gründer im Jahr 1995 der Deutschen Bildungsgesellschaft in Oppeln.

Herbert Hupka, König der Schlesier

Zum 20. Todestag am 24. August

Der Vertriebenenpolitiker Herbert Hupka war mir längst aus dem Fernsehen bekannt, bevor ich ihm gegenüberstand. Einmal, im Herbst 1972, während des CDU-Parteitags in Wiesbaden, den ich von Mainz aus, wo ich damals wohnte, besuchte, sah ich ihn mit Christian Schwarz-Schilling (1930-2026), dem späteren Bundespostminister 1982/92, die Bühne betreten. Beide waren Zwei-Meter-Männer, und das Orchester spielte in diesem Augenblick den Schlager „Strangers in the night“. Im Sommer 1982 arbeitete ich bei der „Bundeszentrale für politische Bildung“ in Bonn und las in einer Anzeige der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, dass die „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ in der Kaiserstraße 113 einen neuen Chefredakteur für die „Kulturpolitische Korrespondenz“ suchte. Ich bewarb mich, hatte 28 Mitbewerber und kam in die engere Auswahl von fünf Leuten. Aber Herbert Hupka, damals Vizepräsident der Stiftung, konnte sich nicht entscheiden, wen er einstellen sollte. Dann kam, im November 1982, die Jahrestagung des „Ostdeutschen Kulturrats“ in Lübeck, an der auch Peter Nasarski (1914-2001), mein väterlicher Freund, teilnahm. Beide Herren frühstückten miteinander, und Peter Nasarski redete Herbert Hupka, der gerade zum neuen Präsidenten der Stiftung gewählt worden war, heftig zu, mich einzustellen. Und so geschah es dann auch!

Am 3. Januar 1983 nahm ich meine Arbeit auf und blieb bis zum 30. Juni 2000. Herbert Hupka, das merkte ich bald, war von einem hohen Arbeitsethos erfüllt und erwartete Leistungen in ostdeutscher Kulturarbeit auch von seinen Mitarbeitern. Nach dem Pommern

Hans Joachim von Merkatz (1905-1982) und dem Sudetendeutschen Dr. Götz Fehr (1918-1982), die mit ihrer Arbeit kaum Spuren hinterlassen hatten, war Dr. Herbert Hupka bei der „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ der erfolgreichste Präsident überhaupt. Er entfaltete sofort weit in die Landsmannschaften hinein ausstrahlende Aktivitäten, was von den ostdeutschen Kulturträgern dankbar aufgenommen wurde. Erinnert sei nur an die Jahrestagungen beim Sender Südwestfunk 1984 in Baden-Baden und beim Zweiten Deutschen Fernsehen 1998 in Mainz, als die beiden Säle die Besucher kaum fassen konnten.

Herbert Hupka gelang es auch, die Zahl der Mitarbeiter innerhalb weniger Jahre zu verdoppeln, was ohnehin schwierig war, weil die wenigen Fachleute, die sich im historischen Ostdeutschland noch auskannten, langsam wegstarben und der Nachwuchs dünn gesät war. Immerhin erschienen während seiner Amtsführung neben der dreimal im Monat vorliegenden „Kulturpolitischen Korrespondenz“, deren Chefredakteur ich von 1983 bis 2000 war, noch mehrere Sonderhefte wie „Widerstand in Ostdeutschland“ (1984), „Gerhart Hauptmann“ (1986) und eins über „Ostdeutsche Autoren in Mitteldeutschland 1945-1995“ (112 Seiten) unter dem Titel „Verlorenes Leben, verdrängte Geschichte“ (1995). Dieses Thema hatte Herbert Hupka selbst vorgeschlagen, und ich griff es dankbar auf, da ich einige aus Ostdeutschland vertriebene Autoren wie Christa Wolf (1929-2011) aus der Neumark und Karl Heinz Jakobs (1929-2015) aus Ostpreußen kannte und schätzte. Auch die Anzahl der auf den Jahrestagungen zu vergebenden Kulturpreise wurde verdoppelt. Die herausragende Leistung aber, die Herbert Hupka vollbrachte, waren die zwölf Bände „Vertreibungsgebiete und

vertriebene Deutsche“, die, von verschiedenen Autoren verfasst, zwischen 1992 und 2005 im Münchner Langen-Müller-Verlag erschienen sind, mit dessen Leiter Dr. Herbert Fleissner (1928-2016) der OKR-Präsident befreundet war. Diese zwölf Bände waren für Geschichtslehrer gedacht und deckten sämtliche Regionen ab, wo einst Deutsche gelebt hatten.

Selbstverständlich gab es im Lauf der Jahre zwischen Herbert Hupka und mir auch Unstimmigkeiten und Auseinandersetzungen. Ich erinnere mich an die Jahre 1989/90 zwischen Mauerfall und Wieder-vereinigung. Damals hatten die Behörden festgestellt, dass die Postleitzahlen in beiden deutschen Nachkriegsstaaten identisch waren, die Zahl 5300 galt sowohl für Bonn als auch für Weimar. Also wurde, bis ein gesamtdeutsches System der Postleitzahlen erstellt worden war, den Postkunden empfohlen, bei Briefen und Paketen vor die Postleitzahl ein W für Westdeutschland zu setzen oder ein O für Ostdeutschland (womit das DDR-Gebiet gemeint war). Unser Präsident und unser Geschäftsführer, die aus Schlesien und Ostpreußen stammten, waren entsetzt, denn mit der Bezeichnung „Ostdeutschland“ für das DDR-Gebiet wurde das historische Ostdeutschland ausgelöscht. Also setzten sie vor die Postleitzahl der Briefe, die nach Leipzig, Dresden oder Ostberlin gingen, den Buchstaben M für Mitteldeutschland. Nur der klugen Sekretärin des Geschäftsführers war es zu verdanken, dass diese Briefe nicht in Malta landeten, sondern ihre Empfänger in Mitteldeutschland auch erreichten.

Die Liebe Herbert Hupkas zu Schlesien und den Schlesiern war grenzenlos! Wer ihn einmal auf den Jahrestagungen der Landsmannschaft Schlesien, deren Präsident er von 1968 bis 2000 war,

erlebt hat, wie er umringt war von seinen Landsleuten, die er um Haupteslänge überragte, der wird verstehen, dass sie ihn zum König der Schlesier gewählt hätten, wenn sie denn gekonnt hätten! Bei den Linken in Westdeutschland dagegen war er höchst unbeliebt. Sie beschimpften ihn als „Kalten Krieger“ und „Revanchisten“, was er auf keinen Fall war. Bis zum Mauerfall 1989 stieß er auch im kommunistischen Polen auf wenig Zustimmung. Ich erinnere mich, dass wir einige Jahre eine Mitarbeiterin in der „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ hatten, eine Spätaussiedlerin aus dem oberschlesischen Gleiwitz, die uns erzählte, dass sie immer mit der Straßenbahn zu ihrer Arbeitsstelle gefahren wäre. Einmal hätte ihr eine junge Mutter mit Kind gegenübersessen. Da das Kind quengelte, hätte die Mutter zu ihm gesagt: „Wenn du nicht artig bist, dann holt dich der Hupka!“

Die ständigen Angriffe der „Linksfront“ gegen Herbert Hupka wurden auch nach der Wiedervereinigung Restdeutschlands 1990 fortgeführt. So veranstaltete die „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ ihre Jahrestagung 1991 in Halle, in der Stadt, in der Herbert Hupka nach dem Abitur 1934 studiert hatte. Mit der Jahrestagung verbunden war die Ausstellung „Große Deutsche aus dem Osten“, zu deren Eröffnung der Präsident Polizeischutz anfordern musste, weil linke Demonstranten Tötlichkeiten angedroht hatten. In Polen, wohin er anschließend fuhr, war das genau umgekehrt: Dort erfreute er sich nach dem Mauerfall 1989 wachsender Beliebtheit, polnische Journalisten waren glücklich, wenn ihnen ein Interview gewährt wurde. In Warschau durfte er im Fernsehen auftreten, 1998 wurde er zum Ehrenbürger seiner oberschlesischen Heimatstadt Ratibor ernannt und kaufte sich dort eine Eigentumswohnung. Als im Spätsommer 2006 in Bonn die Trauerfeier für ihn stattfand, standen vor

der Kirche drei Männer in oberschlesischer Bergmannstracht: Das hätte ihm gefallen!

Im Jahr 1990 stellte Dr. Gerhard von Ginski, mein Vorgänger als Chefredakteur der „Kulturpolitischen Korrespondenz“, ein 1936 geborener Königsberger, in der Landesvertretung Baden-Württembergs in Bonn sein Buch „Königsberg. Die ostpreußische Hauptstadt in Geschichte und Gegenwart“ vor. Herbert Hupka sprach die einleitenden Worte und bemängelte, dass in diesem Buch von Schlesien leider nicht gesprochen würde. Unter den Zuhörern erhob sich schallendes Gelächter, selbst der Präsident lachte. Was ihm schwer fiel, war, zuzugeben, wenn er Unrecht hatte. Wir unterhielten uns einmal im Flur unserer Stiftung über Ostpreußen. Ich erklärte ihm, dass Ostpreußen nie zum 1806 aufgelösten „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ gehört hatte. Die Reichsgrenze verlief an der Ostgrenze der preußischen Provinz Pommern. Allerdings war Ostpreußen seit 1701 Teil des Königreichs Preußen und wurde dann 1871 Teil des Deutschen Kaiserreichs. Das hatte er nicht gewusst, er sah mich an und ging wortlos davon. Einmal freilich musste er zugeben, dass ich Recht hatte. Es ging um den SPD-Politiker Dr. Wolfgang Thierse, geboren am 22. Oktober 1943 in der schlesischen Hauptstadt Breslau, der mit seinen Eltern nach der Flucht aus Schlesien im thüringischen Eisfeld aufgewachsen war und in der Kreisstadt Hildburghausen 1962 das Abitur abgelegt hatte. Daraus machte ich eine Meldung, die 1998 in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ erschien, als Wolfgang Thierse Bundestagspräsident geworden war, was er bis 2005 blieb. Ich müsse mich irren, sagte Herbert Hupka zu mir, ich meinte sicher nicht das Städtchen Eisfeld bei Sonneberg, sondern das katholische Eichsfeld in Thüringen. Dort wäre die katholische Familie

Thierse aus Breslau ansässig geworden. Mitnichten, entgegnete ich, ich meine: Eisfeld. Auf der nächsten OKR-Mitarbeitersitzung gab er mir Recht!

Ähnlich war es mit den Hauptstädten in Osteuropa. Obwohl in Deutschland die Hauptstadt Litauens Wilna heißt, nannte er sie ständig Vilnius. Die Begründung war, das wäre der litauische Eigenname. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, dass er andere Hauptstädte Moskau, Warschau, Prag nenne, also die deutschen Namen verwende, sah er mich verständnislos an und ging.

Der schlimmste Vorfall aber ereignete sich im Sommer 1995. Damals stand der von Joachim Bahlcke bearbeitete Band „Schlesien und die Schlesier“ zur Veröffentlichung an. Seit Wochen lagen die Korrekturfahnen des Buches auf Herbert Hupkas Schreibtisch, er hatte sie durchgelesen, bei einem Aufsatz hatte er Bedenken, aber unternommen, indem er mit dem Autor korrespondiert hätte, hatte er nichts. Dann fuhr er in den Urlaub, und der Geschäftsführer vertrat ihn, dann fuhr der Geschäftsführer in den Urlaub, und ich vertrat jetzt den „Ostdeutschen Kulturrat“. Kaum zwei Tage danach rief der Verlag Langen-Müller aus München, wo die zwölbändige Buchreihe erschien, in Bonn an und fragte mich, ob man nun endlich drucken könne. Ich rief nur ins Telefon: „Druckt!“ Als Herbert Hupka aus dem Urlaub nach Bonn zurückgekehrt war, wurde ich in sein Arbeitszimmer zitiert und musste eine Standpauke über mich ergehen lassen über meine Eigenmächtigkeit. Fast hätte er mich aus dem offenen Fenster geworfen! Das Buch aber erschien 1996, und niemand hatte an den 360 Seitenetwas auszusetzen, auch nicht an dem vom Präsidenten beanstandeten Aufsatz. Der „Ostdeutsche Kulturrat“ hatte seinen Sitz seit Urzeiten in der Bonner Kaiserstraße 113, neben den Bahnschienen, auf denen

ununterbrochen Fernzüge nach Süden und nach Norden führen. Herbert Hupka aber wohnte in der Lessingstraße 26 jenseits der Bahnschranken und konnte innerhalb von zehn Minuten den „Ostdeutschen Kulturrat“ erreichen. Eines Tages erzählte mir mein Friseur in Bonn-Duisdorf, auch er ein Schlesier, Herbert Hupka zöge jetzt in die Eifel. Aber daraus wurde nichts! Er blieb in der Lessingstraße wohnen und konnte dreimal am Tag, wenn es ihn gelüstete, unvermutet beim „Ostdeutschen Kulturrat“ vor der Tür stehen.

Ich war, da ich täglich schwimmen ging, immer schon zwischen 7.00 und 8.00 Uhr im OKR, die Kollegen kamen später. Da konnte es passieren, wenn ich mir bei der Bäckerei am Bahnübergang Brötchen zum Frühstück holte, dass Herbert Hupka in einem Pulk von Wartenden auf der anderen Seite der Bahnschranke stand, mich erblickte und mir seine Befehle über die Bahnschienen herüberbrüllte. Ich sollte irgendwelche Akten auf seinen Schreibtisch legen.

Jahre später, ich war schon auf Rente, sprach ihn eine gute Freundin von mir in Bonn an einer Bushaltestelle an und sagte ihm, dass sie mich kenne. Er schaute sie an und sagte: „Bilke? Ein guter Mann!“ Das war sein letztes Lebenszeichen!

Dr. Jörg Bernhard Bilke

31. Mai 2026

Meine Erfahrungen als Pimpf beim Jungvolk

Von Siegfried Burghardt

Es war ein seltener Gaumenschmaus für uns Kinder meines Heimat- Dorfes in Masuren. Ungewöhnlich zahlreich hatten wir uns vor dem Kolonialwaren-Laden versammelt. Wir konnten Speiseeis kaufen, das nur an wenigen Tagen angeboten wurde. Auch meine Freunde Gerd und Rolf ließen sich diesen Genuss nicht entgehen.

Während wir auf einer Treppenstufe saßen und an unserem Eis leckten, nahm ein Jugendlicher mit seiner Eisportion neben uns Platz. Unser besonderes Interesse galt seiner Kleidung. Er trug eine uns bekannte Uniform, die wir nun aus der Nähe bewundern konnten. Besonders auffallend war eine Armbinde, die er am linken Oberarm eines gelbbraunen Hemdes trug, das mit Schulterklappen versehen war. Die Binde bestand aus einem roten Stoffband mit weißem Kreis und schwarzem Hakenkreuz in der Mitte. Am Hals baumelte eine schwarze Krawatte, die mit einem Lederknoten zusammengehalten wurde. Eine schwarze, knielange Kort-Hose mit Ledergürtel, Koppelschloss und Schultergürtel waren untrügliche Bestandteile der Hitlerjugend-Uniform. Seine Kniestrümpfe und blank geputzten Schuhe verstärkten den Gegensatz zu unserer dörflichen Alltagskleidung aus kriegsbedingt abgetragenen Hemden und Hosen und mit nackten Füßen. Es war üblich, in der warmen Jahreszeit barfuß herumzulaufen.

Nun hatten wir 10-Jährigen die Gelegenheit, die HJ-Uniform, die wir voraussichtlich auch bald tragen könnten, genauer anzuschauen. Offenbar war der sportliche Typ gern Mitglied in der HJ.

Da es im Dorf fast keine Freizeitangebote gab, nahm er an den Veranstaltungen der HJ gern teil. Jedenfalls schwärmte der uniformierte Bengel von Kampfspielen, Zeltlagern und Geländemärschen mit militärischem Drill. Die Begegnung mit dem Hitlerjugend weckte unser Interesse an der Hitlerjugend. So gab es einen Meinungsaustausch über das Für und Wider, als wir unter uns waren.

Rolf fand an der Uniform großen Gefallen. „Gern würde ich gelegentlich meine Alltagskleidung mit der schicken Uniform tauschen“, bemerkte er.

Ich hatte von Kind an nur geringes Interesse an Uniformen. Für den Matrosen-Anzug, in dem mancher Stadtbube herum lief, konnte ich mich überhaupt nicht begeistern. Der so Gekleidete wirkte auf mich wie ein eingebildeter Schickimicki. Ich hatte es nie ausgesprochen, weil es mir wahrscheinlich bewusst war, dass ich nicht von der Kleidung auf den Charakter schließen durfte. Auch deshalb nicht, weil die Eltern über die Kleidung ihrer Kinder bestimmten.

Es war keine Überzeugung, sondern ein Gefühl, das der eingefleischte Dorf-Lorbas nicht ganz abschalten konnte. Am wohlsten fühlte ich mich in unauffälliger Kleidung, die man auch beschmutzen durfte. Sonntagskleidung z. B. hemmte meinen Spieltrieb in der Natur.

Auch für Gerd, den Dritten im Bunde, war die HJ-Uniform kein Lockmittel. Obwohl wir noch keine Erfahrungen als Pimpf hatten, war uns bereits aufgefallen, dass in der HJ eine militärische Ausbildung herrschte, die ich aufgrund meiner Beobachtungen an Soldaten verdammt. Ich sah z. B., wie ein arroganter Unteroffizier seine Rekruten über ein regennasses Feld scheuchte. Über-

hebelich grinsend befahl er ihnen, sich im Marschtempo mehrmals in den Dreck auf den Bauch zu legen. Das geschah so lange, bis die ersten Gehorsamen kraftlos auf dem Boden liegen blieben. Mir war bekannt, dass ein derartiger Schliff keine Ausnahme war und die Soldaten danach ihre Uniform selbst reinigen mussten.

Bei einem Stadtbesuch zusammen mit meinem Vater während seines Heimaturlaubs als Frontsoldat wurde mir vor Augen geführt, wie eingebildete Vorgesetzte aufgrund ihrer Befugnisse Untergebene würdelos behandelten. Während mein Vater mir etwas zeigte, beschimpfte ihn plötzlich ein fremder Soldat mit grimmigem Gesichtsausdruck. Brüllend warf er ihm Unverschämtheit und Disziplinlosigkeit vor. So hatte ich meinen Papa noch nie erfahren. Er wurde gedemütigt und stand dabei noch stramm ohne sich zu wehren. Der aggressive Typ ließ ihn überhaupt nicht zu Wort kommen.

Ich hatte meinen Vater bisher mutiger eingeschätzt, erkannte aber bald an den Schulterklappen, dass der fremde Soldat ranghöher war und sich so aufführte, weil er von meinem Vater nicht in militärischer Weise begrüßt wurde. Es dämmerte mir, dass beim Militär eine gewisse Rangordnung notwendig ist. Ich fand es aber beklemmend, in diesem System der Obrigkeit so wehrlos ausgesetzt zu sein.

Es war mir klar, dass man bei der militärisch strukturierten Hitlerjugend, wie beim Militär, ähnliche Verhaltensweisen fanatischer und überzeugter Horden-, Rotten- oder Fähnleinführer nicht ausschließen konnte. Die vom Jungvolk angebotenen Gelände-Spiele und Zeltlager waren verlockend und ganz im Sinn der Abenteuerlust der meisten 10-14-Jährigen. Das galt auch für unser Lorbis-Trio.

Allerdings nur bedingt, weil wir unsere Abenteuerlust auf andere Weise befriedigten.

Als Naturfreunde gestalteten wir unsere Freizeit bisher selbständig. Wir kannten keine Langeweile und nutzten die Wald- und Seenlandschaft Masurens als Abenteuer-Spielplatz. Aber war das ein Grund, in diesem „gottverlassenen Nest“ auf organisierte Aktivitäten in einer Gemeinschaft, in der soziale Unterschiede keine Rolle spielten, zu verzichten?

Sie bereiteten den meisten Kindern und Jugendlichen viel Spaß, wie z. B. Gruppen-Wanderungen oder Zeltlager mit gemeinsamem Singen am Lagerfeuer. Die proklamierten Tugenden, Gehorsam, Treue und Kameradschaft, schätzte ich zunächst positiv ein.

Was die Nazis darunter verstanden, erfuhr ich erst später, nachdem wir uns trotz aller Bedenken entschlossen hatten, dem Jungvolk beizutreten. Vor unserer Aufnahme als Mitglied verkündete ein Horden-Führer eindringlich: „Ihr wisst doch, dass es vorher eine Pimpfen-Probe gibt. Dazu erscheint ihr am Samstag-Nachmittag auf dem Sportplatz neben der Schule. Es ist völlig egal, ob barfuß oder in Turnschuhen. Ihr müsst laufen, springen und werfen. Schlappschwänze mit schlechten Zeiten und Weiten müssen danach trainieren, bevor sie aufgenommen werden. Ihr werdet dann später auch mündlich geprüft. Dazu müsst ihr das Wichtigste über den Lebenslauf von Adolf Hitler wissen“. Als sportliche Typen hatten wir bei der Pimpf-Probe keine erwähnenswerten Probleme.

Mein Pimpf-Dasein dauerte nur kurze Zeit, bis zur Flucht im November 1944. Genau in der Zeit besuchte ich das Gymnasium in Ortelsburg. Im strengen Winter 1943/44 wohnte ich in einer Pen-

sion in der Stadt. So beteiligte ich mich im Dorf nur sporadisch an den Jungvolk-Veranstaltungen. Die militärischen Geländeübungen gefielen mir überhaupt nicht. Wir mussten Strapazen ertragen und uns an schwachsinnige Marschordnungen halten.

Auf körperlich schwächere Kameraden nahm man wenig Rücksicht. An ein Kampfspiel „Stadt gegen Land“ habe ich lebhaftere Erinnerungen. Deshalb will ich dazu meine Erlebnisse ausführlicher schildern: Mit Affe(Tornister) und Schlafdecke auf dem Buckel und Essgeschirr am Ledergürtel versammelten wir uns. Die Pimpfe der Jungenschaften aus den Dörfern trafen sich an Örtlichkeiten, die den Städtern unbekannt waren. 50 bis 100 Jungen bildeten eine Rotte, die auf das Kommando eines Rotten-Führers hörte. Der Rotten-Führer war ein 18-jähriges Mitglied der Hitlerjugend. Bei seinen Anweisungen wurde uns eingebläut, dass wir gegen die Städter mutig kämpfen sollten. Es ging um Sieg oder Niederlage. Wie sollte ein Sieg aussehen, ohne gewalttätig zu werden? Ich hatte den Verdacht, dass rauflustige Typen sich Kämpfe ausgedacht hatten, die nicht harmlos ablaufen würden. Wir *Land-Lorbasse* bekamen auf unserem Braunhemd blaue Armbinden verpasst.

Wir erfuhren, dass die *Stadt-Bengel* rote Armbinden erhielten. Im Ringkampf Mann gegen Mann sollten wir versuchen, dem Gegner die Binde zu entreißen. Sieger sollten die sein, die am Ende die meisten Binden erobert hatten. Ich befürchtete, dass die harmlosen Ringkämpfe zu einer unkontrollierten Prügelei ausarten könnten.

Nach strapaziösen Märschen quer durch die ländliche Region durften wir schließlich in einer Scheune übernachten. Die Kämpfe sollten am nächsten Tag stattfinden. Von einer Nachtruhe zwischen Heu und Stroh konnte keine Rede sein. Einige wenige, müde Marschie-

rer schliefen zwar wie die Murmeltiere, aber die meisten babbelten bis tief in die Nacht hinein oder betrieben Schabernack mit ihren Mit schläfern. Zweimal stifteten laute Aufschreie die größte Unruhe. Gute-Nacht-Küsse von Mäusen waren wohl zu viel des Guten.

Nach kurzer Katzenwäsche unter der Pumpe und Verzehr des gelieferten Proviant marschierten wir los. Verhaltensregeln und Zielangaben wurden nicht verkündet. Wir bekamen aber mit, dass wir uns der Stadt Ortelsburg näherten. Bei der Lagebesprechung am Waldrand machte uns der Rotten-Führer darauf aufmerksam, dass die Gegner aus der Stadt jederzeit auftauchen könnten. Trotz Mut-Zuspruch und Ermunterung befahl den meisten Pimpfen ein mulmiges Gefühl. Wir wollten gerade aufbrechen, als eine grölende Meute auf dem Waldweg auftauchte. Sie hatten uns schon als feindliche Truppe erkannt. Einer blökte: „Da sind ja die Dorftrottel. Sie werden jetzt Keile kriegen.“

Das Herz rutschte uns in die Hose, als wir bemerkten, dass alle Ortelsburger deutlich älter waren als wir. Sie stürzten sich auf uns, rissen uns zu Boden und erbeuteten die Binden. Einige hatten sogar Schlagringe, die sie auch benutzten. Diese Schlägertypen hatten keine Hemmung, einige unserer Pimpfe zu verletzen.

Nur wenigen in unserer Rotte gelang es, rote Binden zu erbeuten. Neben der Brutalität bemerkten wir noch ein höchst unsportliches Verhalten. Einige Bowlen aus der Stadt krempelten nach Verlust ihrer Armbinde den Ärmel herunter. Dabei kam eine zweite Binde zum Vorschein.

Als die brutale Horde mit Klamauk davonzog, waren wir wütend und enttäuscht. Von so einem Kampfspiel der Hitlerjugend hatten die

meisten Pimpfe in unserer Jungvolk-Gruppe „die Schnauze voll.“

Wir konnten nicht ergründen ob es Absicht oder Versehen war, 10-14-jährige Pimpfe gegen 14-18-jährige Hitlerjungen in den Kampf zu schicken.

„Kampf“ war das herausragende Schlagwort bei der militärischen Erziehung. Ich gehörte als 11-Jähriger zum letzten Jahrgang der Hitlerjungen, die nur noch etwa ein Jahr Pimpf waren (1943-1944).

Mit lückenhaftem Dienen und wenig Begeisterung meinerseits wurde ich nach meiner Überzeugung von der Ideologie der HJ nur minimal infiziert.

Reinhard Donder:

Meine Serie bekannte Lycker, hier die Brüder Fritz und Richard Skowronnek

Im Forsthaus Schuiken am Goldaper See bei Goldap (heute russisch) geboren, aber ab 1863 im Forsthaus in Sybba bei Lyck aufgewachsen sind die einst sehr bekannten **Schriftsteller-Brüder Fritz und Richard Skowronnek**, die zu den bekanntesten ostpreußischen Literaten des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik wurden. In ihren zahlreichen Erzählungen spiegelt sich die masurische Welt und masurisches Wesen wie nirgendwo sonst, weshalb man ihnen das Verdienst zuzuschreiben, um die Wende zum 20. Jh. Masuren in der Literatur weithin bekannt gemacht zu haben. Literarisch ordnet man sie in die Heimatkunstabewegung der Zeit um 1900 ein, zu der auch Autoren wie Hermann Löns und Peter Rosegger gezählt werden.

Die Autoren dieser Literaturrechtung entwerfen eine dörfliche Gegenwelt zu dem verhassten Moloch Stadt mit ihrem Kosmopolitismus, ihrem Schmelztiegelwesen, der arbeitsteiligen Differenzierung der Gesellschaft und ihrer Bindungslosigkeit (so Brigitte Jäger-Drabek).

Der **Großvater** besaß ein größeres Grundstück in Liski – Lisken im Kreis Johannisburg, 4 km westlich von Kumilsko/Morgen. Der **Vater Adam** entstammte dessen zweiter Ehe. Nach Besuch der Bürgerschule in Johannisburg sollte er auf das Gymnasium in Lyck gehen, was er jedoch verweigerte. Stattdessen übernahm er Hilfsarbeiten, bis er zum Oberförster Kettner in die Lehre kam.

Nach Beendigung der Lehre, Ableistung des Militärdienstes und Wanderschaft nahm ihn Oberförster Kleckel in Waschkallen bei Lasdehnen als Forstschreiber auf. Hier verliebte er sich in die älteste Tochter Berta, die er, nachdem der Protest des Vaters abgeklungen war, heiratete. 1858 übernahm er die Försterei Schuiken und Anfang der 1860er Jahre die Försterei in Sybba. Begraben wurden die Eltern in Lissa (Kreis Lyck)

Fritz Skowronnek (20. 8. 1858 – 7. 7. 1939) studierte Philosophie in Königsberg, promovierte in Königsberg über „Quellenkritische Beiträge zur Geschichte Wallensteins“ und war 1883 – 1888 Mittelschullehrer und Kreisschulinspektor, dann Journalist wie sein Bruder Richard, der ihm in Berlin zu einer Anstellung bei der „Liberalen Korrespondenz“ verhalf. Als Journalist trug er wesentlich dazu bei, schon während des 1. Weltkriegs die Patenschafts Bewegung ins Leben zu rufen, mit der westdeutsche Städte, Kreise und Provinzen veranlasst wurden, sich dem Wiederaufbau zerstörter ostpreußischer Dörfer und Städte zu widmen.

Der Zeitungszar Rudolf Mosse (1843 – 1920) holte das Talent zu seinem „Berliner Morgen“. Wenig später ging Fritz Skowronnek zum „Deutschen Reichsblatt“. Dessen Herausgeber war der aus Danzig stammende Reichstagsabgeordnete Heinrich Rickert (1833 – 1902), der der Deutschen Freisinnigen Partei angehörte, der dann auch Fritz Skowronnek beitrug. Als Journalist verfasste der Ostpreuße viel beachtete Leitartikel, doch er zog es 1898 fast zur selben Zeit wie sein Bruder vor, ein freier Schriftsteller zu sein. Seine beliebten Jagderzählungen sammelte er in dem Band „Masurenblut“ (1899), aus dem 1914 in erweiterter Fassung das Buch „Du mein Masuren“ wurde. Weitere Romane aus Masuren:

„Der Mann von Eisen“, „Zertrümmerte Götzen“, „Schwert und Herd“, „Auf eigener Scholle“, „Das schleichende Gift“, „Pan Kaminsky“ – Roman (1919), „Heimatfeuer“ – Roman (1920), „Das Vermächtnis“ – Ein polnischer Gutsroman (1920), „Der Dämon von Kolno“ – Ein Grenzroman (1921), „Dies Irae“ – Ein ostpreußischer Zukunftsroman (1922), die Autobiografie „Lebensgeschichte eines Ostpreußen“ (1925). „Der Musterknabe“ – Roman (1927). Sachbuch „Die Fischwaid. Handbuch der Fischerei, Fischzucht und Angelei“ (1904). Sachbuch über seine masurische Heimat: „Masurenbuch“ (1916), im Jahr 2002 unter dem Titel „Księga Mazur“ in polnischer Übersetzung erschienen. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von Oranienburg bei Berlin.

Richard Skowronnek (12. 3. 1862 – 17. 10. 1932) studierte in Königsberg und Berlin Philosophie und Literaturwissenschaft und war dann Journalist in Berlin, ab 1886 bei der Nationalzeitung. Sein guter Ruf brachte ihn als Feuilletonredakteur zur renommierten „Frankfurter Zeitung“ (1887 – 1892). Doch es zog ihn wieder nach Berlin.

Er wurde Chefredakteur des „Abend“ und anschließend Parlamentsberichterstatler, 1897/98 Dramaturg am Königlichen Schauspielhaus und letztlich freier Schriftsteller.

Er schrieb eine Fülle von Romanen, Erzählungen, Lustspielen und auch dramatischen Werken, z. T. recht volkstümlich. Er begann mit einer Sammlung masurischer Dorfgeschichten in „Polska Maria“ (1889), deren Titelgeschichte die unglücklich endende Liebe zwischen einem polnischen Landarbeiter und einer reichen Gutsbesizertochter behandelt. Es folgten Lustspiele und Schwän-

ke wie z. B. „Halali“ (1893) sowie Romane wie „Mein Vetter Josua“ (1895) und „Hans der Sieger“ (1899), „Die Liebschaften der Käte Keller“, „Der weiße Adler“; Lustspiele „Husarenfieber“, „Die Generalsecke“ (1912). Herausragend war die Roman-Trilogie „Sturmzeichen“, „Das große Feuer“ und „Die schwere Not“. Weitere bekannte Werke: „Das Bataillon Sporck“ (1912); „Muttererde“ (1916), „Das rote Haus“, „Heimat, Heimat“ (1927), Heute kennt man das meiste nicht mehr, damals waren es Bestseller. Richard Skowronnek lebte in den letzten zehn Jahren seines Lebens auf dem Gut Höckenberg bei Stettin.

Einige Pasagen aus dem Internet entnommen, welche sich mit meinen eignen Recherchen decken, aus Wikipedia und auch Ostpreussen Forum u.a.

Dieter Siebald und seine „Aus alter Zeit!“

Heute: „Der Holzschuhmacher!“

Auch in Masuren gab es den Holzschuhmacher!

Bis ins 20. Jahrhundert war das Anfertigen und Tragen ein fester Bestandteil des masurischen Alltages. Originale Holzschuhe und Werkzeuge, zum Herstellen findet man heute noch in regionalen Heimat - und Freilichtmuseen in der Woiwodschaft Ermland - Masuren.

In den ländlichen, armen Regionen Ostpreußens waren die Holzschuhe, unverzichtbare, günstige und robustes Schuhwerk für die Landbevölkerung. Sie wurden im Stall, auf den feuchten Feldern oder im Moor getragen!

Je nach Gegend wurden sie als „Pierunkies“, „Klotzkorken“ oder „Klötzen“, bezeichnet.

Alte Aufzeichnungen und Erinnerungen weisen nach, dass Kinder oder Jugendliche, die groben Pierunkies im Winter, auf den zugefrorenen masurischen Seen zum „schorren“, gleiten, benutzten. Hergestellt wurden die Holzschuhe von dörflichen Handwerkern oder Bauern in den Wintermonaten, als Nebenerwerb.

Das Rohmaterial war Erlen -, Birken - oder Pappelholz.

Ein noch günstigeres Schuhwerk waren die Bastschuhe mit Holzsohle und Lederriemen.

Sogar für Pferde, die im Moor arbeiteten, wurden breite Holzschuhe angefertigt, damit sie nicht im Morast versanken.

Die Holzschuhmacherei war eine Fertigkeit, welche Ende des 15. Jahrhunderts, Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet war.

Noch Mitte der 1950er Jahre waren Holzschuhe eine Fußbekleidung für die ländliche Bevölkerung. Eigentlich war das Holzschuhmachen kein eigenständiges Handwerk.

Kötter oder Kossöten waren Menschen, die in einem Dorf, eine Kate und sehr wenig Landbesitz besaßen.

Kötter sind in Deutschland ab dem 14.Jahrhundert bekannt.

Kötter und Maurer fertigten im Winter Holzschuhe als Nebenerwerbsbeschäftigung an.

Erst nach dem 1.Weltkrieg wurde die Holzschuhmacherei, ein Handwerk mit Lehrlingsausbildung und Meisterprüfung.Durch die Rohstoffverknappung während des 2.Weltkrieges und der Nachkriegsjahre bis in die 1950er Jahre, erlebte der Beruf, zwischen 1930 und 1955 seine Blütezeit.

Von 1939 und 1945 wurden größere Handwerksbetriebe als „kriegswichtig“ eingestuft, da sie mit heimischen Rohstoffen, die Zivilbevölkerung und die Rüstungsindustrie der Wehrmacht versorgten. Der Boom mit den Holzschuhen ging bis in die 1950er Jahre. Es werden auch heute wieder Holzschuhe angefertigt.

Um Holzschuhe anzufertigen müssen folgende Arbeitsschritt durchgeführt werden! Aussuchen, Fällen und Ablagern des Holzes, Lagerdauer ca.3 Jahre. Zuerst als Stamm, dann als Baumscheibe, ab 1920 maschinell mit Kettensäge.Heraushauen des „Bollen“ aus der Baumscheibe mit dem Beil. Ab 1920 mit der Kreissäge, war aber Qualitätsverlust bei den Holzschuhen.Äußere Form mit dem Zugmesser, 1920 mit Drehbänken. Aushöhlen des Fußbettes mit dem Löffelmesser, ab 1920 maschinell mit Kopiermesser. Feinschliff des Fußbettes und äußere Form, ab 1920 mit Bandschleifer.

Seit über 90 Jahren hat sich die Arbeitsweise des Holzschuhmachens nicht geändert. Die Holzschuhe galten als „arme Leute - Schuhe“.

Mit der Produktion der Gummistiefel und Stahlkappenschuhe und auch die strengen Sicherheitsbestimmungen in den Betrieben, wurden die Holzschuhe verdrängt.

Heute verwendet man sie höchstens als Deko oder ganz selten noch in landwirtschaftlichen Betrieben.

Światowy Dzień Różnorodności Kulturowej dla Dialogu i Rozwoju

***„Możemy mieć różne religie, różne języki, różny kolor skóry,
ale wszyscy należymy do jednej rasy ludzkiej” – Kofi Annan***

(Kofi Annan był siódmym Sekretarzem Generalnym ONZ,
Organizacja Narodów Zjednoczonych
i jej Sekretarz Generalny Kofi Annan zostali uhonorowani
Pokojową Nagrodą Nobla „, za pracę na rzecz lepiej zorganizowa-
nego i pokojowego świata ”.)

Co roku 21. maja obchodzimy Światowy Dzień Różnorodności Kulturowej dla Dialogu i Rozwoju.

Choć nazwa brzmi bardzo oficjalnie, idea tego święta jest niezwykle bliska codziennemu życiu każdego człowieka. Chodzi bowiem o wzajemny szacunek, otwartość na innych ludzi, poznawanie różnych tradycji oraz budowanie porozumienia mimo różnic językowych, religijnych czy obyczajowych. Święto zostało ustanowione przez Organizację Narodów Zjednoczonych, aby przypominać, że różnorodność kultur nie jest zagrożeniem, lecz ogromnym bogactwem świata.

Obchody Dnia mają mobilizować rządy, polityków, instytucje kultury i uczestników życia społecznego do działań na rzecz promocji kultury, i jej różnorodności dziedzictwa kulturowego – zarówno materialnego, jak i niematerialnego, przemysłów artystycznych, dóbr i usług związanych z kulturą. właściwej polityki kulturalnej i wypracowanie mechanizmów strukturalnych ochrony kultur lokalnych.

Temat Światowego Dnia Różnorodności Kulturowej 2026 jest:

osiągnięcie równego przepływu dóbr kulturalnych, integracja kultury i jej miejsce w zrównoważonym rozwoju oraz promowanie praw człowieka.

W czasach szybkich zmian społecznych, migracji i globalizacji temat ten nabiera szczególnego znaczenia. Coraz częściej spotykamy ludzi pochodzących z innych krajów, mówiących innym językiem czy pielęgnujących odmienne zwyczaje. Tymczasem poznawanie innych kultur może stać się niezwykle inspirującą przygodą, która poszerza horyzonty, rozwija empatię i pomaga lepiej rozumieć współczesny świat..

Dialog międzykulturowy jest szczególnie ważny również dlatego, że pomaga walczyć ze stereotypami. Często obawiamy się tego, czego nie znamy. Tymczasem bezpośredni kontakt z drugim człowiekiem pozwala zobaczyć, że mimo różnic wszyscy mamy podobne potrzeby – chcemy czuć się bezpiecznie, kochani i szanowani. Rozmowa oraz wspólne działania pomagają budować zaufanie i ograniczają uprzedzenia.

Współczesny świat potrzebuje dialogu bardziej niż kiedykolwiek wcześniej. Tempo życia, rozwój technologii i ogromna ilość informacji sprawiają, że łatwo o nieporozumienia i podziały. Tymczasem rozmowa oparta na szacunku może być początkiem pozytywnych zmian. Każdy człowiek, niezależnie od wieku, może przyczyniać się do budowania bardziej otwartego społeczeństwa.

Różnorodność kulturowa to różnice językowe, obyczajowe, wierzenia i wartości kulturowe istniejących w danym społeczeństwie mniejszości narodowych i etnicznych.

W naukach społecznych (socjologia i antropologia kulturowa) najczęściej wymienia się trzy podstawowe aspekty ludzkiego życia i twórczości: **materialny**, **społeczny** oraz **duchowy symboliczny**.

Kultura materialna: wszystkie fizyczne przedmioty wytworzone przez człowieka: narzędzia, technologia, architektura, odzież oraz żywność.

Kultura społeczna: organizacja życia zbiorowego i relacji międzyludzkich: normy, prawo, instytucje, obyczaje oraz struktura władzy, które regulują zachowania w ramach grupy.

Kultura duchowa (symboliczna) produkty niematerialne: religię, wierzenia, sztukę, język, moralność i wiedzę.

W życiu społecznym uczestniczymy w różnych imprezach, które możemy zaliczyć do **kultury wysokiej** (elitarnej), **kultury ludowej** i **kultury masowej** (popularnej).

Dzień ten może być okazją do dyskusji na temat ważnych globalnych problemów i zastanowienia się nad sposobami współpracy różnych kultur w ich rozwiązywaniu. W wielu krajach z okazji tego dnia odbywają się ważne wydarzenia kulturalne, takie jak wystawy sztuki i festiwale językowe.

Obchody Światowego Dnia Różnorodności Kulturowej dla Dialogu i Rozwoju w Polsce:

Uczelnie wyższe: Odbywają się wydarzenia takie jak Dni Różnorodności Kulturowej (np. na UAM w Poznaniu, UMCS w Lublinie, UMK w Toruniu), podczas których studenci z różnych stron świata prezentują swoje tradycje, kuchnię i muzykę.

Szkoły, biblioteki oraz urzędy miejskie organizują kampanie społeczne, których głównym celem jest walka ze stereotypami i szerzenie wiedzy o dziedzictwie niematerialnym.

W Olsztynie odbyły się podobne imprezy w szkołach i bibliotekach.

Z okazji Światowego Dnia Różnorodności Kulturowej dla Dialogu i Rozwoju Marcin Kuchciński, Marszałek Województwa Warmińsko-Mazurskiego zaprosił na spotkanie przewodniczących mniejszości narodowych i etnicznych. Przedstawił działania Samorządu Województwa Warmińsko-Mazurskiego wspierające organizacje mniejszości narodowych i etnicznych. W dyskusji uczestnicy spotkania mówili o blaskach i cieniach działalności społecznej.

B.W.

<https://www.unesco.pl/aktualnosc/21-maja-swiatowy-dzien-roznorodnosci-kulturowej-dla-dialogu-i-rozwoju-916/>

<https://eur-lex.europa.eu/PL/legal-content/summary/convention-on-the-protection-and-promotion-of-the-diversity-of-cultural-expressions.html>

Warto przeczytać

Bernadetta Darska – prof. dr hab. krytyczka literacka, literaturoznawczyni.

Pracuje w Instytucie Dziennikarstwa i Komunikacji Społecznej Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego.

Nagrody:

2019 – Nagroda Polskiej Izby Książki za najciekawszą prezentację książki i promocję czytania w Internecie;

2024 – Nagroda Rektora Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu za najlepszą książkę akademicką;

2025 – Nagroda św. Jakuba (Olsztyn) w kategorii nauka.

W latach 2002 – 2009 – redaktor naczelna pisma literacko-kulturalnego „Portret”.

Autorka 12 książek o literaturze najnowszej, kulturze popularnej, współczesnym reportażu.

25.05 2026 (premiera) ukazała się (Wydawnictwo ISKRY) nowa książka Bernadetty Darskiej o mało znanej historii Centralnego Ośrodka Wychowawczo-Szkoleniowego im. Janusza Korczaka w Bartoszych.

W Polsce po drugiej wojnie światowej jest milion siedemset tysięcy sierot. W Bartoszych, niewielkim poniemieckim miasteczku w dawnych Prusach Wschodnich, powstaje projekt, jakiego wcześniej nigdy nie było – Centralny Ośrodek Wychowawczo-Szkoleniowy im. Janusza Korczaka. Ma to być eksperyment, którego celem jest stworzenie nowego człowieka. W jego ramach na początku 1947 roku rozpoczyna działalność największy w

Polsce dom dziecka, który docelowo ma przyjąć trzy tysiące podopiecznych. Trafia tu autochtoni, młodzi powstańcy warszawscy, wychowankowie z Monetnej na Uralu. Pracownicy to repatrianci z Wilna i zza Bugu, nauczyciele oddelegowani do pracy z centrum, ale i reemigranci z Francji. Wyludniona i zniszczona miejscowość stanie się miastem dzieci. Gigantyczny Ośrodek powstaje w dawnych koszarach Ludendorffa, które zadziwiają bielą ścian, rozmachem zabudowy, bliskością lasu i rzeki Łyny. To przestrzeń niemalże sielankowa, oddzielona od reszty miejscowości torami, a z dwóch pozostałych stron wodą. Dzisiaj mało kto o tym niezwykłym projekcie pamięta. Najwyższy czas to zmienić.

Powyższy opis pochodzi od wydawcy. <https://www.empik.com/republika-ludzi-młodych-opowiesc-o-nowym-czlowieku-darska-bernadetta>

Był największym domem dziecka w Polsce.

Katarzyna Pruszkowska-Sokalla

1 czerwca 2026 09:26

- Wychowankowie domu dziecka w Bartoszycach nie mieli co prawda rodzin, ale za to byli otoczeni wspierającą wspólnotą, której naprawdę na nich zależało, a te dzieci to czuły. Zdarzało się, że dom dziecka dostawał informacje, że jacyś ludzie są zainteresowani adoptowaniem dziecka. Kadra typowała kandydatów, a kiedy oni się o tym dowiadywali -

uciekali. Nie chciały iść, bo w ośrodku miały opiekunów, którym ufały, a może i nawet ich kochały, przyjaciół, możliwość rozwoju - mówi Bernadetta Darska, krytyczka literacka, literaturoznawczyni, autorka książki „Republika ludzi młodych. Opowieść o nowym człowieku”. Mamy rozmawiać o historii utworzonego zaraz po wojnie Centralnego Ośrodka Wychowawczo-Szkoleniowego i działającego w jego ramach domu dziecka, który przez wiele lat był największą tego typu placówką w Polsce. Jednak jego historia zaczęła się wcześniej - w niedużym domu dziecka w Monetnej na Uralu.

Bernadetta Darska: - Rzeczywiście, polskie dzieci, które zamieszkały w Monetnej, były później jednymi z pierwszych mieszkańców ośrodka w Bartoszycach, a wpływ na powstanie obu placówek miał ten sam człowiek, czyli Aleksander Lewin, współpracownik Janusza Korczaka. Dzieci, wraz z całymi rodzinami, zostały deportowane na tereny Związku Radzieckiego w pierwszych latach wojny. Wiele z nich zostało sierotami, bo warunki życia były skrajnie trudne - codziennością była praca ponad siły, niedożywienie i choroby. Dzieci na własne oczy widziały, jak ich bliscy, rodzice czy rodzeństwo, powoli konają z głodu. Zdarzało się, że umierało kilkoro dzieci w rodzinie, a ci, co pozostali, mieli świadomość strasznych ostatnich chwil braci i sióstr.

- Dla wielu dzieci zamieszkanie w domu dziecka w Monetnej

było jedyną szansą na przeżycie, choć i tam panowały trudne warunki. Podopieczni mieli co prawda jedzenie, miejsce do spania i opiekunów, ale np. musieli też pracować i to ciężko, więc wielu z nich zapamięta z tego czasu przede wszystkim zmęczenie. Szczególnie te starsze, które były takimi współwychowawcami, odpowiedzialnymi za opiekę nad młodszymi dziećmi i obsługą ośrodka. Zresztą Lewin od początku istnienia domu dziecka w Monetnej prowadził go wedle idei korczakowskich, a więc dzieci miały dyżury, odpowiadały za porządek w salach i najbliższym otoczeniu. Dzieci chodziły również do szkoły, nauka była ważnym elementem wychowania. Lewinowi udało się stworzyć ośrodek, w którym dbano o dzieci i starano się, by mogły poczuć się bezpiecznie. Nie mogło być mowy o „normalnym” dzieciństwie, ale jakaś namiastka tej normalności w Monetnej była - wiem, że na ścianie wisiał tam ogromny plakat przedstawiający kota w butach i kiedy dzieci wyjeżdżały do Polski, zabrały go ze sobą i powiesiły sobie w pociągu. Najwyraźniej chciały mieć coś „na pamiątkę”. Dbano o to, by najmłodsi mieli to, co im odebrała wojna, a więc choć odrobinę bez troski.

Jak wyglądał ich powrót do kraju?

- Musiał być bardzo emocjonalny, bo ze wspomnień wynika, że część dzieci, szczególnie starszych, wątpiła, że ten powrót kiedykolwiek będzie możliwy. Sama podróż na pewno była męcząca,

bo trwała wiele dni, a i jej kres pewnie nie był taki, jakiego dzieci się spodziewały. Zwłaszcza te starsze, które jeszcze Polskę pamiętały. Z okien widziały nie dawne krajobrazy, ale doszczętnie zniszczoną Warszawę, potem inne miasta i miasteczka. Ruiny, ślady po bombach, spalone lasy i łąki, zmęczonych, chorych ludzi. Prosto z dworca dzieci trafiły do Domu Rozdzielczego dla Dzieci Repatriowanych ze Związku Radzieckiego w Gostyninie, do którego, jak sama nazwa wskazuje, trafiwały wszystkie dzieci powracające z domów dziecka na terenie ZSRR. Tam dzieci przebywały przez jakiś czas. Niektóre z nich wracały do rodzin, bo okazywało się, że jednak nie wszyscy zginęli i ktoś się po nie zgłaszał - a to dziadkowie, ciocie, dalsi krewni. Reszta dzieci z czasem wyjeżdżała do innych domów dziecka na terenie całego kraju.

- W Gostyninie nieszczególnie przejmowano się tym, że dzieci, które przyjechały z jednego ośrodka, są ze sobą zżyte - podczas przenosin często je rozdzielano i umieszczano z dala od siebie. Jednak Aleksander Lewin nie pozwolił, żeby to samo stało się z dziećmi z Monetnej. Zadbał o to, żeby wszystkie trafiły do jednej placówki. Dzięki jego zaangażowaniu trafiają do domu dziecka w Sławięcicach, dzisiaj to część Kędzierzyna-Koźła. Dzieci zamieszkały w pałacu, otoczonym zielenią, pięknie położonym. Na kartce, którą Lewin wysłał kilka dni po przyjeździe do Gostynina,

napisał tak: „Warunki na nowym miejscu są nad wyraz pomyślne i dzieci mają zapewnioną możliwość normalnego, spokojnego życia i zdrową atmosferę moralną”. Wiadomo też, że jako dyrektor placówki zdecydował się na kontynuowanie tego, co zaczął w Monetnej - tu również dzieci traktowano po partnersku i od początku angażowano w organizację życia.

Zdaje się, że dzieci też doceniały to miejsce, bo we wspomnieniach Janiny Małeckiej, która była wychowanką Lewina, można o Sławięcicach przeczytać tak: „To był piękny dom, w marmurach, z łazienkami, pięknymi podłogami, a my przecież przyjechaliśmy z baraków. Ciepła woda w kranach! To było coś nadzwyczajnego. W Sławięcicach byliśmy do 1947 roku i Lewin był z nami. Dbał o nas i nawet jak dawano szpinak na obiad, to chodził i pilnował, żebyśmy go jedli, chociaż dzieci po kryjomu starały się go wyrzucić”.

- To prawda, wielu wychowanków uważało, że to właśnie w Sławięcicach mieli najlepsze warunki lokalowe. W 1947 roku kilkanaścioro wychowanków przeniosło się do Bartoszczy. Odbyło się to na zaproszenie Lewina i za zgodą dzieci. Pedagog liczył się z ich zdaniem. Tam, dzięki wsparciu RTPD (wspomniane wcześniej Robotnicze Towarzystwo Przyjaciół Dzieci - przyp. red.) powstał właśnie największy i najnowocześniejszy w Polsce dom dziecka, połączony z instytucjami edukacyjnymi, w tym liceum

pedagogicznym, które miało kształcić przyszłych nauczycieli. Pomysłowi temu sprzyjały najważniejsze osoby w kraju - Bolesław Bierut, Edward Osóbka-Morawski, Józef Cyrankiewicz. Spośród swoich wychowanków Lewin wybrał najstarszych, których wysoko cenił za odpowiedzialność, lojalność i pracowitość, i którzy w praktyce znali idee, które były dla niego ważne. Właśnie ci młodzi ludzie pomagali później współtworzyć ośrodek w Bartoszycach. Właśnie dlatego ja nazywam ośrodek „republiką młodych ludzi”. Bo młodzi byli podopieczni - dzieci z domu dziecka i uczniowie funkcjonujących tam szkół, ale młodzi byli też nauczyciele i wychowawcy. Ta młodość jest w jakimś sensie podstawą skutecznego zainwestowania w przyszłość - w nowego człowieka, dla którego dobro było ważnym punktem odniesienia.

- Centralny Ośrodek Wychowawczo-Szkoleniowy zorganizowano na terenie dawnych koszar Ludendorffa. Powstały one tuż przed wojną, a po jej zakończeniu znajdowały się w stosunkowo dobrym stanie. Od momentu podjęcia decyzji o założeniu ośrodka przez zarząd Robotniczego Towarzystwa Przyjaciół Dzieci, a miało to miejsce w wakacje 1946 roku, pokoszarowe budynki przygotowywano do przyjęcia dzieci. Intensywne prace remontowo-naprawcze trwały przez kilka miesięcy, aż w końcu w lutym 1947 roku pojawili się pierwsi podopieczni. Na terenie ośrodka znajdowały się warsztaty, w których dzieci uczyły się zawodu,

boiska, hala sportowa, a nawet basen z trampoliną, z którego przez wiele lat mogli korzystać wyłącznie wychowankowie. Do majątku należały też trzy gospodarstwa, gwarantujące dostawę mięsa, mleka, warzyw i owoców. Sielskość otoczenia budziła zachwyt. Ośrodek był oddzielony od miasta nasypem kolejowym, a z dwóch pozostałych stron rzeką Łyną i lasem, w którym znajdowały się piękne aleje spacerowe.

W książce znalazł się nawet fragment artykułu, opublikowanego w 1946 roku w „Życiu Warszawy”, z którego wynika, że warunki były niemal hotelowe: „Bloki te niczym nie przypominają zabudowań koszarowych, wykonane są z dużym rozmachem, rozstawione planowo, z daleka przyciągają wzrok nieskazitelną bielą murów [...]. Okolone iglasto-liściastym lasem, a raczej 60-hektarowym parkiem, sprawiają wrażenie jakiegoś olbrzymiego pensjonatu lub hotelu”. Ten zachwyt nie dziwi, biorąc pod uwagę, w jakim stanie była w tym czasie Warszawa. Czy łatwo było zachęcić kadrę, by przyjeżdżała do pracy w Bartoszczach? -

I tak, i nie. Pracowników poszukiwano na przykład przez ogłoszenia. Z tego zamieszczonego w „Biuletynie RTPD” wynika, że potrzebni byli instruktorzy wychowania fizycznego i artystycznego, nauczyciele przedmiotów wykładanych w liceum pedagogicznym i szkole powszechnej, przedszkolanki. Część pracowników

przybyła tutaj otrzymując nakaz pracy. Inni w wyniku zawieruchy wojennej nie mieli do czego wracać, chętnie więc pojawili się tam, gdzie wszystko zaczyna się od nowa. Przybyli tu reemigranci z Francji - nauczyciele, którzy wrócili do kraju. Wielu pedagogów to repatrianci z Wilna i zza Bugu. Rolę wychowawców pełnili też w ramach praktyk uczniowie liceum pedagogicznego. Na pewno rolę wabika pełniła informacja, że mamy do czynienia z projektem pionierskim, który będzie kształtował wzorce dla całego kraju. Ale wtedy - po wojnie - w wielu miejscach brakowało nauczycieli.

Wiem już, że do Bartoszyce trafiły dzieci z Monetnej. Kto jeszcze znalazł się wśród pierwszych mieszkańców ośrodka?

- Z Warszawy przyjechały dzieci z Ośrodka Boduena (znanego także jako Dom Podrzutków - przyp. red.), w wielu przypadkach mające rozmaite obciążenia zdrowotne, i dzieci z Powstania Warszawskiego. Zwłaszcza te drugie często były nie tylko w kiepskim stanie fizycznym, ale i psychicznym - wiele widziało śmierć rodziców, rozstrzelania obcych ludzi, zakopywanie zwłok, bombardowania. Z okolicznych terenów przybyły dzieci autochtonów, nazywane głównie Mazurami, bo gdyby nazwano ich po prostu Niemcami, trudno byłoby potem mówić o konieczności repolonizacji kogoś, kto Polakiem nigdy nie był. Nietrudno się domyślić, że dość szybko między dziećmi pojawiły się konflikty - dzieci z

okolic nie umiały mówić po polsku, a Warszawiakom język niemiecki kojarzył się tylko z wrogiem, okupacją i mordami. Dlatego początkowo było im trudno żyć razem. Mało tego, z dokumentów wynika, że wychowawcy raczej nie mówili po niemiecku, więc sami nie bardzo mogli porozumieć się ze swoimi wychowankami.- Dla mnie tym bardziej niezwykle jest to, że projekt się powiódł. Że ci młodzi wychowawcy i nauczyciele potrafili dotrzeć do dzieci i jakoś ich przekonać, że po wojnie świat jest już całkiem inny, zaczęło się nowe życie i dobrze będzie, jeśli wszyscy zaczną ze sobą współpracować. Że oni nie odpowiadają za winy dorosłych, mają czyste karty i mogą razem zbudować w Bartoszczach coś dobrego. Brano pod uwagę szczególny charakter sytuacji i przeżyć wychowanków. W myśleniu o nowym człowieku, który miał być kształtowany w ośrodku, brano pod uwagę pedagogikę Korczaka i pedagogikę Makarenki. Ten pierwszy koncentrował się na podmiotowości dziecka, ten drugi na odzyskiwaniu młodych, którzy mieli już na swoim koncie i trudne przeżycia, i przestępstwa. Mimo tych inspiracji wyraźnie zaznaczano, że w ośrodku powstaje model bartoszycki i to on będzie służył jako wzorzec dla innych instytucji opiekuńczo-wychowawczych w kraju.

Jak w Bartoszczach przebiegała repolonizacja Mazurów?-

Przede wszystkim od początku dzieci autochtonów traktowano

tak samo, jak resztę. Starano się także uszanować ich pochodzenie i historię, np. podczas nadawania polskich imion i nazwisk zachowywano w dokumentach także te stare, niemieckie. Oczywiście nie zawsze się to udawało, bo np. malutkie dzieci nie pamiętały danych, takich jak daty urodzenia, imion rodziców. Nie miały też często żadnych dokumentów. Jednak programowo nie zacierano śladów zmiany tożsamości, więc zdarzało się, że jeszcze po latach do ośrodka zgłaszali się krewni i zabierali dzieci do Niemiec lub też one same, już jako dorośli, odkrywały swoje korzenie. To bartoszyckie podejście warto podkreślić, bo zdaje się, że było dość unikatowe - w wielu innych miejscach, np. na Śląsku czy w okolicach Bydgoszczy, organizowano dla dzieci uznanych za Niemców nie tyle ośrodki opiekuńcze, ile coś na kształt obozów pracy, w których nie było mowy o edukacji czy zapewnieniu dostępu do kultury. Dzieci uczono polskiej historii, wpajano im poczucie przynależności do Polski, nie krytykowano rodzącej się niechęci do Niemców. Polskość miała stanowić rodzaj spoiwa łączącego je z innymi wychowankami. Nauczyciele dawali relację z postępów w repolonizacji, wypełniając chociażby ankiety. Bartoszyckie podejście było spójne z myśleniem RTPD. Członkowie tej organizacji akcentowali, że nie ma dzieci trudnych, nie ma dzieci lepszych i gorszych.

Jak w ośrodku podchodzono do religii? Pytam, bo znakomita większość Warszawiaków była wyznania rzymsko-katolickiego, natomiast autochtoni w większości byli członkami kościoła ewangelicko-augsburskiego. Dochodziło na tym tle do konfliktów?

- Zasadą organizującą placówki Robotniczego Towarzystwa Przyjaciół Dzieci - jeszcze przed wojną, ale i po jej zakończeniu - było świeckie wychowanie. To oczywiście niektórych szokowało, innych dziwiło, jeszcze innym było obojętne. Religia nie była więc punktem odniesienia w procesie kształtowania nowego człowieka. Dla tej idei najważniejszym punktem odniesienia miała być nauka, a nie wiara. Natomiast oczywiście zdarzały się różne sytuacje, w których nawyki wykształcone wcześniej w domach rodzinnych dochodziły do głosu i dzieci lub młodzi wychowawcy odwoływali się do religii. Nie próbowano jednak tych zachowań wyrugować przemocą, raczej perswazją, rozmową, dyskusją. Ci, którzy podchodzili sceptycznie do świeckiego nauczania w ośrodku, szybko przekonywali się, że poziom edukacji jest tutaj wyjątkowo wysoki i wręcz zabiegali o to, by ich dzieci uczyły się na przykład w działającym tam liceum pedagogicznym. **W placówkach kierowanych przez Lewina edukacja stała na wysokim poziomie. A jak było z dostępem do kultury?**

- Również przywiązywano do niej dużą uwagę, o czym może chociażby świadczyć fakt, że w jednym z budynków, a konkretniej

w dawnym kasynie poniemieckim, zorganizowano Dom Kultury Dziecka. Bywali tam artyści z najwyższej półki, m.in. Melchior Wańkowicz, Arkady Fiedler, Czesław Centkiewicz, Czesław Janeczarski, Maria Dąbrowska, Maria Koterbska, a nawet Mieczysław Fogg. Zapraszano grupy teatralne i członków filharmonii z Olsztyna i Warszawy, a także organizowano wyjazdy dzieci na wydarzenia kulturalne w innych częściach Polski. To coś niesamowitego, że tam w ciągu roku odbywało się kilkadziesiąt koncertów i to naprawdę nie byle jakich. Na zajęciach w liceum pedagogicznym trzeba było się również uczyć gry na skrzypcach. W ośrodku orkiestra, którą kierował Mikołaj Beynar, ojciec Pawła Jasienicy. który Pisarz sam zresztą bardzo często przyjeżdżał do Bartoszy, w których pracowała także jego siostra, lekarka Irena Brzozowska. Kultura była w ośrodku obecna na co dzień, nie od wielkiego święta. Starano się rozbudzić w dzieciach marzenia, pragnienia dotyczące przyszłości, miłość do piękna, sztuki, muzyki. Pewnie niektóre się na to złościły, niektóre na koncertach nudziły, inne przysypiały, jak to w życiu. Najważniejsze jednak było to, że kształtowano w ten sposób ważne nawyki dotyczące korzystania z kultury na co dzień. Jednocześnie dzieci, którym tak wiele odebrano i które miały trudniejszy życiowy start, otrzymywały dostęp do kultury na najwyższym poziomie.

Jak po latach wychowankowie oceniają pobyt w Bartoszczach?

- Może zacznę od tego, że wiele z nich dobrze oceniało ośrodek jeszcze podczas pobytu. Nie mieli co prawda rodzin, ale za to byli otoczeni wspierającą wspólnotą, której naprawdę na nich zależało, a te dzieci to czuły. Zdarzało się, że dom dziecka dostawał informację, że jacyś ludzie są zainteresowani adoptowaniem dziecka. Kadra typowała kandydatów, a kiedy oni się o tym dowiadywali - uciekali. Nie chciały iść, bo w ośrodku miały opiekunów, którym ufały, a może i nawet ich kochały, przyjaciół, możliwość rozwoju. Jeszcze wiele lat po opuszczeniu ośrodka wielu z nich pisało listy o tym, co się z nimi dzieje - także zza granicy. Natomiast sądzę, że szczególną więź połączyła dzieci z Monetnej, którzy, już jako dorośli, nazywali siebie „Monetniakami”. Przez kilkadziesiąt lat organizowali zjazdy, w których brali także udział ich mężowie, żony, dzieci. Poszerzali więc swoją rodzinę „Monetniaków” i chcieli nadal się spotykać. W Bartoszczach udało się stworzyć miejsce, dzięki któremu przetrwanie doświadczonego wcześniej zła okazało się możliwe. Zranieni młodzi - dzieci i nauczyciele - wspólnymi siłami kształtowali nowego człowieka, dla którego najważniejsza była wiara w to, że drugiemu człowiekowi można ufać i że ten drugi człowiek ostatecznie nie zawiedzie.

<https://styl.interia.pl/kultura>

Listy

Bliska naszym sercom

Niemal całą albo prawie całą wiedzę o bardzo zawiłej historii Mazur i Warmii, zwłaszcza o mieszkańcach tych dwóch krain, czerpiemy od kilku już lat z kolejnych miesięczników „Masurische Storchenpost”. Periodyk opatrzony jubileuszowym numerem „450”, od początku towarzyszy „na dobre i na złe, tutejszej społeczności przymuszanej i nieprzymuszanej do wyjazdów do Niemiec, zwłaszcza kiedy gen. Mieczysław Moczar proponował przesiedlenia mieszkańców z niemieckimi papierami w regiony Małopolski i do byłej Lodomerii.

Wydawana przez Stowarzyszenie Mazurskie „Masurische Storchenpost”, organizowała ciesząc się uznaniem - pamiętamy - interesujące nie tylko media - spotkania społecznościowe i seminaria z udziałem pisarzy z kilku krajów, znanych naukowców, biskupów obu wyznań, polityków, które odbywały się przeważnie w hotelu „Habenda”, w Krutyni. Pamiętamy organizowane podczas seminariów ekskursje (niekiedy statkami) do miejscowości pokrzyżackich, czy do słynących z niezliczonych baśni Warmii i Mazur zakątków np. do Prania, gdzie żył i tworzył Konstanty Ildefons Gałczyński, ale także wyjazdy do Ełku, rodzinnego miasta Siegfrieda Lenza.

„Masurische Storchenpost” w numerze 3/2026 godnie skwitowała setną rocznicę urodzin pisarza. Dobrze, że miesięcznik przypominał bezkompromisową śp. Renatę Marsch-Potocką, szefową DPA, która w Gałkowie założyła salon hrabiny Marion von Doenhoff.

Znakomicie, że w marcowym numerze miesięcznika opublikowano cenny tekst o dwóch milionach euro dotacji rządu niemieckiego w tym roku do nauki języka polskiego w Niemczech. Polska opinia publiczną najczęściej nic nie wie o pieniądzach rządu niemieckiego na Polonię. Dobrze, iż „Masurische Storchepost”, tekstem Tomasza Kursa zatytułowanym „Buldożerem po cmentarzu, czyli niszczenie historii Mazur”, przypomina, iż niszczenie dawnych cmentarzy niemieckich na Mazurach i Warmii niekoniecznie się skończyło.

Szanowna Pani Redaktor Naczelną,
Steruj jak długo będziesz mogła kolejnymi bocianami roznoszącymi pocztę po owej krainie Mazur i Warmii, po Pomorzu, Śląsku, po Polsce. i Europie.

*** Prof. dr Gerhard Bartodziej,**

przewodniczący Związku Niemieckich Stowarzyszeń
Społeczno-Kulturalnych w Polsce (VdG)) w latach 1994-2000;

*** Henryk Kroll,**

poseł Mniejszości Niemieckiej 4 kadencji,
wieloletni lider VdG, przewodniczący TSKN na Śląsku Opolskim;

*** Engelbert Miś,**

założyciel i emerytowany redaktor naczelny „Schlesisches Wochenblatt-Tygodnika Śląskiego”, pierwszego bilingualnego czasopisma
w powojennej Polsce;

*** Bernard Sojka,**

założyciel w 1995 roku w Opolu
Niemieckiego Towarzystwa Oświatowego

Hans Hellmut Kirst

(ur. 5 grudnia 1914 w Ostródzie (wówczas *Osterode*, zm. 23 lutego 1989 w Bremie) – pisarz niemiecki i krytyk filmowy.

Hans Hellmut Kirst w ciągu 39 lat napisał 59 książek (ostatnia została wydana po jego śmierci)

Pierwszą wydaną przez niego książką była powieść *Nazywaliśmy go Galgenstrick* (*Wir nannten ihn Galgenstrick*), którą przetłumaczono na siedem języków. Prawdziwą sławę i uznanie na świecie przyniósł mu jednak wydany w 1954 pierwszy tom trylogii *08/15*.

Dzięki niej Kirst awansował do miana najbardziej poczytnego autora powojennych Niemiec

Po studiach w Federalnym Urzędzie Kryminalnym w Wiesbaden napisał wiele opowiadań i powieści kryminalnych, m.in. *Niezwykłe wesele w Bärenwalde* (*Die merkwürdige Hochzeit in Bärenwalde*) i *Przedziwni ludzie z Maulen* (*Die merkwürdigen Menschen von Maulen*).

Książki autora osiągnęły łączny nakład 15 milionów egzemplarzy i zostały przetłumaczone na trzydzieści języków. Do najważniejszych dzieł Hansa Hellmuta Kirsta należą przede wszystkim: trylogia „08/15”, „Fabryka oficerów” i „Noc generałów”. Wiele jego powieści zostało zekranizowanych.

Ciekawostki.

- W 1958 wszystkie wpływy z norweskiego wydania *Nikt nie ujdzie cało* przeznaczył na stypendia dla norweskich studentów, aby mogli dalej pracować w duchu Alberta Schweitzera

- Od 1960 przekazywał tantiemy z książek do dyspozycji organizacji socjalnych Izraela i Polski, gdzie przeznaczone zostały na pomoc sierotom wojennym
- W 1967 z okazji 100-urodzin niemieckiego pisarza Ludwiga Thomy ufundował „medal za szczególne obywatelskie zasługi”
- Wpływy z *Rozmów z psem Antkiem*, *Kotów z Caslano* i *Psa i jego panem* przekazał na schroniska dla zwierząt.

Hans Helmut Kirst: *Moje Prusy Wschodnie* (2022, Wydawnictwo Retman w serii *Moja Biblioteka Mazurska*)

Rozdział 11 – Chłop z Mazur

WSPOMNIENIE

W naszej wsi chłop Materna zawsze zbierał największe kartofle, toteż niektórzy byli gotowi zaliczyć go do jednego z najgłupszych. Sołtys posunął się nawet dalej i pewnego wieczoru w gospodzie, o późnej już porze zawołał: Ten Materna jest zakałą całych Prus Wschodnich!”.

Alfons Materna siedział obok, gdy padły te złe słowa, a usłyszawszy je, uśmiechnął się. Materna zawsze się uśmiechał, nawet wtedy, gdy ksiądz rzucał z ambony długie i ponure spojrzenia na tego wyjątkowo dobrego kartoflarza.

Mogło się wydawać, że nic nie robi wrażenia na Maternie. Podobno było tak już za cesarza. Nie należał ani do związku kombatanatów, ani do Ochotniczej Straży Pożarnej. A kiedy nauczyciel, gdy nie pomagało nawet solidne lanie, chciał dokuczyć nam wyjątkowo

miażdżącym osądem, wołał: - Skończycie kiedyś jak ten Materna! Nie było więc w tym nic dziwnego, że my, uczniacy, szukaliśmy przy każdej nadarzającej się okazji, nieraz kierowani podszytą strachem ciekawością, możliwości zbliżenia się do tegoż Alfonsa Materny. Przyglądaliśmy mu się badawczo, usiłując zgłębić tajemnicę, dlaczegóż miałby on być takim strasznym człowiekiem. Musiał bowiem istnieć ważny powód, dla którego wysokie władze wytykały go często palcem. Powodu tego nie potrafilismy początkowo odgadnąć - aż wydarzyło się coś, co narobiło dużo zamieszania i poruszyło serca i umysły nawet daleko poza granicami naszej malej wioski.

Właściwie Alfons Materna był takim samym mężczyzną, jak wszyscy inni we wsi: krępy chłop, lekko zgarbiony, o jasnych oczach i dużych, spokojnych dłoniach; jego skórzasta twarz była poorana licznymi bruzdami.

A gdy pewnego dnia dotarł nawet do naszej wioski egzemplarz „Kalendarza Wschodniopruskiego”, było w nim zdjęcie, pod którym widniał podpis: „Chłop z Mazur”. Przedstawiony na nim człowiek przypominał Maternę. Potem, ku ogólnej uldze, udało się ustalić, że to nie był on.

Ale to mógł być on! Na skutek tego przypuszczenia przez dłuższy czas cierpiała cała wieś, a przynajmniej jej elita, aż w końcu księdzu udało się w jednym z kazań przytoczyć dowód na to, jakoby nawet diabeł przybierał nieraz postać anioła. Od tamtej pory nasz przedsiębiorczy żandarm nosił przy sobie fotografie przestępców poszukiwanych listem gończym, które miały pokazać, że również kryminaliści, a nawet politycy Republiki Weimarskiej, mogą mieć

jak najbardziej znośny wygląd. Czemuż więc nie taki Materna? Było kilka powodów, dla których ludzie żyli w przekonaniu, że Alfons Materna musi być „nad wyraz niebezpiecznym człowiekiem” – albo też katastrofalnie głupim stworzeniem. Bezsprzecznie największe w okolicy kartofle, które zbierał, sugerowały taka możliwość; również wszystko inne, co uprawiał, niezmiennie wydawało podziwiane w całej okolicy plony. I to przy nakładzie pracy, który spokojnie można było nazwać leniuchowaniem.

Podczas, gdy inni solidni chłopci harowali do wypłucia płuc albo póki artretyzm nie przeżarł ich kości, Maternę można było spotkać przy łowieniu ryb. Nauczyciel był nawet gotów przysiąc, że wielokrotnie przyłapał tego Maternę na kompletnym nieróbstwie, opartego o brzozę i wpatrującego się w bagna; leżącego na ławce – i to nie po to, żeby spać, co byłoby całkowicie zrozumiałe, nie: żeby gapić się w niebo!

Brakowało jeszcze tylko, żeby zobaczyć Maternę nad książką. Ale w naszej wsi nikt nie uległ temu nałogowi. Nasza wioska leżała nad jednym z wielu jezior na południu kraju, siedem kilometrów od najbliższej stacji kolejowej, do której prowadziła niewyraźna droga. Społeczność wsi stanowiło trzysta dwadzieścia osiem osób, no i ten Alfons Materna, dla którego nic nie wydawało się ważniejsze, niż żyć na uboczu i mieć święty spokój. Wprawdzie bywał w gospodzie i w kościele, ale nie angażował się w tak zwane życie duchowe naszej wsi, z uporem, który napsuł ludziom sporo krwi. Materna walczył w wielkiej wojnie, którą potem nazwano światową, a jeszcze później pierwszą wojną światową. Nie okazywał jed-

nak hartu wyniesionego z tej stalowej kąpieli; bowiem odmawiał przystąpienia do związku kombatanatów, na dodatek tłumacząc się, że jest być może zbyt ograniczony umysłowo, aby znajdować w tym upodobanie. Kiedy w końcu uległ ogólnym naciskom i przystał do organizacji, w niczym się nie udzielał, może poza wieczorami przy piwie.

Ten Materna sprawiał wrażenie, jakby nie był w stanie wykonywać żadnych rozkazów. Punktualność też nie była jego mocną stroną, a gdy odśpiewywano ojczyźniane pieśni, wydobywał tak fałszywe tony, że cała ceremonia była bardzo zagrożona. W konsekwencji zrezygnowano z jego uczestnictwa w oficjalnych uroczystościach. W charakterystyczny dla niego sposób nie odebrał tego jako uszczerbku na honorze.

Do tego wszystkiego ten Materna pozwolił sobie na zawarcie kuriozalnego wręcz małżeństwa. Choć ze względu na swe dochodowe gospodarstwo mógł wybrać którąś spośród najlepszych córek w okolicy, w tym córkę pastora albo sołtysa, Materna wpadł na pożałowania godny pomysł, żeby wziąć sobie kobietę z zewnątrz, i to nie tylko taką z innej wioski – nie, taką z obcego kraju, z Polski. Ta jego kobieta była w rzeczy samej przystojną istotą, silną, a jej obfite kształty mogły budzić zazdrość. W dodatku była nadzwyczaj pracowita. Mówiła jednak, o ile w ogóle się odzywała, w obcym języku, którego nie znał ani Materna, ani nikt w wiosce. Ale i na to miał ten mazurski chłop odważną odpowiedź: „Właśnie dlatego się z nią ożeniłem! Mój spokój to dla mnie świętość!”.

Właśnie spokój, który rzekomo był mu święty, stał się z pewnością przyczyną całego zamieszania, jakie wokół Materny powstało. Ten

człowiek zwyczajnie nie chciał być częścią wspólnoty. Ciągnął bruzdy na swoich polach i dbał o bydło, co roku malował chałupę śnieżną bielą i z taką samą regularnością zajmował się żoną, ale nigdy nie głosował, nie brał udziału w żadnych marszach i nie wymachiwał żadną flagą. Niezmiennie też wyjaśniał: jestem na to za głupi. Jestem z tych, których Bóg kocha, bo są ubodzy w duchu”. Wszystko to działo się w czasach, kiedy nadciągała potężna brunatna fala, która potem rozlała się na cały kraj. Nasza wioska też wpadła w to głębokie bagno, bo nasi prawi mężowie zareagowali nie inaczej niż miliony innych prawych mężów – wydało im się, że narodowy socjalizm to Niemcy, a Hitler jest człowiekiem honoru. Może z wyjątkiem Materny, ale ten był, zgodnie z własną oceną, umysłowo ograniczony – jak bardzo, miało się niebawem okazać. W każdym razie Alfons Materna dalej zbierał największe kartofle, cieszył się towarzystwem pracowitej żony, jak dawniej wytrwale łowił ryby, a swoim krowom i byczkom nadawał nowoczesne i popularne imiona, aby pokazać, jak potrafi docenić nowe czasy. Nie ociągał się nawet z przystąpieniem do SA, kiedy został pilnie wezwany. Ale tam też nie zagrzał miejsca, gdyż z lubością cytował na zbiórkach w gospodzie budzące grozę obrazoburcze wersety, choć nigdy nie kwitował wystąpień pełnym oburzenia zdaniem: „Czyż to nie wstyd i hańba, koledzy?!”. Partia musiała go wykluczyć ze swoich szeregów, a uzasadniając decyzję w żadnym razie nie chciano urazić Materny stwierdzeniem, że jest on zwyczajnie „za głupi”, aby w pełni pojąć ducha nowych czasów. Materna uśmiechnął się w charakterystyczny sposób, gdy ochoczo się oddalał szukać jaszczurek w brzozowym lasku.

Pozostał jednak kłopotliwy niesmak: jednolity front, jaki chciała pokazać również nasza wioska, miał lukę. Niebawem nastał czas dumnej deklaracji, powszechnie zwanej wyborami, w których naród niemal stuprocentowo ślubował, wiadomo komu, wierność i posłuszeństwo. Nie inaczej było w naszej wsi. Ludzie, jeśli tylko osiągnęli wymagany wiek i nie byli bliżej śmierci niż nowemu narodowemu życiu, przychodzili licznie i oddawali głosy; wśród nich Alfons Materna z żoną i parobkami. Zgodnie z zarządzeniem przystroił dom brzoźowymi gałązkami i rozwinął ogromną flagę na nowo wzniesionym maszcie, tuż obok gnojowiska.

Tymczasem również naszą wioskę dopadła nierzadka wtedy, jak i dziś, ambicja, aby jako wyróżniająca się miejscowość przedstawić wyniki głosowania najszybciej jak się da. Ten cel został też osiągnięty, dzięki szczególnie energicznemu i skutecznemu wsparciu. Już we wczesnych godzinach popołudniowych zwołano ludność, która ochoczo stawiała się przed budynkiem szkoły, gdzie znajdował się lokal wyborczy. Również Alfons Materna opuścił gospodę i z błogim uśmiechem nasłuchiwał ogłoszeń sołtysa, który był jednocześnie przywódcą miejscowej grupy partyjnej. Drodzy narodowi towarzysze! -wołał sołtys donośnym głosem. - Z dumą przekazuję wam wyniki wyborów. Spośród 204 uprawnionych do głosowania w naszej wsi głosy oddało 201 osób, wszystkie na naszego ukochanego führera Adolfa Hitlera!

Zanim jednak sołtys i przywódca miejscowej grupy partyjnej w jednej osobie zdążył płynnie przejść do nieuniknionego „Sieg Heil”, w czym pozostali zebrani gotowi byli mu wtórować, Mater-

na zapytał uprzejmie: - A nie pomyliłeś się przypadkiem?

Ze zdziwieniem i nie bez przyprawiającego o dreszcz niedowierzania zgromadzeni wpatrywali się w Maternę, który stał wśród nich, uśmiechając się spokojnie. Początkowo tylko nieco mieszały, a po chwili już solidnie poirytowany miejscowy führer zapytał ostro: - Co to ma znaczyć, Materna? Co chcesz przez to powiedzieć?

- Chcę przez to powiedzieć - wyjaśnił Materna, uśmiechając się najspokojniej, jak tylko potrafił - że musiałeś się pomylić, bo co najmniej jeden głos, i wiem to na pewno, był przeciwko.

- Czyżbyś chciał przez to powiedzieć - skontrował miejscowy bonza z wrzaskiem - że jesteś przeciwko naszemu ukochanemu führerowi? I kiedy Materna zaczął tłumaczyć, że nie ma zamiaru niczego zarzucać ukochanemu führerowi, ale że mimo to nie oddał na niego głosu, czy to przez własną głupotę, czy z przekonania, podniósł się wielki tumult. Po tej wypowiedzi zgłosiło się jeszcze siedmiu mężczyzn, którzy zakwestionowali ogłoszone wyniki i złożyli w końcu wniosek o unieważnienie całych wyborów. Słowo „oszustwo” wymawiano na głos i nie zdołał go zagłuszyć nawet natychmiastowy jazgot orkiestry dętej. Materna wrócił niewzruszony do domu. Nadal nie brakowało takich, którzy sądzą, że jest on po prostu niespotykane głupi. Jego kartofle, największe w całej okolicy, były na to najlepszym dowodem.

Po latach jestem święcie przekonany, że tym człowiekiem w „Kalendarzu Wschodniopruskim”, w którego twardej, a jednak życzliwej, ale też przebiegłej twarzy odbijał się krajobraz mojej ojczy-

zny, a pod którego zdjęciem widniał podpis: „Chłop z Mazur”, był faktycznie nasz Alfons Materna.

Posłowie (fragmenty)

Książka Hansa Hellmута Kirsta to fascynująca lektura dla każdego, kogo interesuje historia Prus Wschodnich. Ta nieistniejąca już kraina historyczna obejmowała obecne województwo warmińsko-mazurskie, obwód kaliningradzki Federacji Rosyjskiej i część dzisiejszej Litwy (okręg Kłajpedy). Autor w żartobliwych i napisanych z przymrużeniem oka wspomnieniach i opowieściach przedstawia jej dawnych mieszkańców, ich radości, święta, a także ich sprawy codzienne. Opowiada o historii tej ziemi, jej wielkich postaciach i niepowtarzalnych krajobrazach.

Pierwsze wydanie *Moich Prus Wschodnich* ukazało się w 1968 roku. (...) W 1995 roku książka została przetłumaczona na język polski przez Barbarę Przybyłowską i wydana przez Agencję Praw Autorskich i Wydawnictwo „Interrart” wraz z innymi utworami Kirsta w serii „Dzieła zebrane”.

Obecne wydanie zawiera nowy przekład całego tekstu. Powstał on z myślą o wiernym odtworzeniu historycznych szczegółów i kolorytu lokalnego. Treści te mają bowiem duże walory poznawcze. Autorzy nowego tłumaczenia starali się oddać również lekkość pióra niemieckiego pisarza i jego żywe - chciałoby się rzec: wschodniopruskie - poczucie humoru. (...) Rubaszny humor, będący ważnym źródłem popularności utworów Kirsta, stanowiący jedną ze specyficznych cech twórczości pisarzy pochodzących z Mazur, był daleki od błyskotliwych refleksji i subtelnych podtekstów.

Pragniemy polecić książkę *Moje Prusy Wschodnie* polskiemu czytelnikowi. Pozwala ona skonfrontować współczesną rzeczywistość z ukazanym przez autora dawnym światem. Zmienił się wygląd niektórych opisanych tu miejsc, a większość dawnych mieszkańców, pielęgnujących lokalne tradycje, opuściła ten region w 1945 roku lub w latach późniejszych. Czytelnicy rozpoznają jednak jego krajobrazy i osobliwości, a ludzie ukazani przez Kirsta mogą nam wydać się bliscy i warci poznania.

Prof. Mirosław Ossowski

Wydział Filologiczny Uniwersytetu Gdańskiego

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18
E-mail: barbara.willan@gmail.com
<https://www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de>

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce.

HANS HELLMUT KIRST

Moje Prusy Wschodnie



Nowe wydanie książki Hansa Hellmta Kirsta ukazało się w roku 2022 w Oficynie Retman w serii Moja Biblioteka Mazurska/ Eine Neuauflage des Buches von Hans Hellmut Kirst erschien 2022 bei Oficyna Retman in der Reihe Moja Biblioteka Mazurska. S.51



Majówka 2026 w Giżycku Foto: Piotr Tomasz Suchta
[www.gizycko.info/majówka 2026](http://www.gizycko.info/majowka%202026)